

Fulbert Steffensky

Brauchen Kinder Religion?

**Festvortrag im Rahmen der Feierlichkeiten "450 Jahre Ratsgymnasium Erfurt"
am 15. Dezember 2011**

Die Signatur alter religiöser Welten: Unsere Lebensversuche sind nicht unabhängig von der Zeit, in der wir leben; von der Art, wie wir leben, und der Gesellschaft, in der wir leben. Ich versuche, die Signaturen dieser Zeit zu beschreiben, indem ich die heutige Welt meiner Enkel mit der meiner eigenen Kindheit vergleiche.

Meine alte Kinderwelt war eine imitative Welt. Die Leute haben gedacht, gefühlt, geglaubt, gehandelt, wie ihre Vorfahren geglaubt und gehandelt haben. In der Welt meiner Enkel ist die Stimme der Toten leise geworden. Die Tradition ist verblasst, und unsere Kinder werden ihren Glauben und ihre Lebensoptionen neu aushandeln müssen. Das verwirrt sie und lässt sie zugleich zu Subjekten ihres Gewissens und ihres Handelns werden.

Unsere Welten waren voll von kanonischem Wissen, von Lehren und Lehrern. Unser Problem war, dass wir Texte hatten, die sich die Wirklichkeit unterwarfen. Das Problem unserer Enkel könnte sein, dass sie keine Texte haben, die ihnen die Welt aufschließen.

In meiner Kinderwelt kannten wir nur einen Lebensentwurf, unseren eigenen. Meine Enkel stoßen auf eine vielstimmige Welt, in der sich ihnen die verschiedensten Glaubens- und Lebensweisen anbieten. Das irritiert sie und befreit sie von der Diktatur der Einzigartigkeit.

In meiner Kinderwelt waren wir nie ohne Zugehörigkeit. Wir gehörten naturhaft zu einer Großfamilie, einem Dorf (auch in der Stadt!), zu einer Kirche. Wir wurden gesehen und waren nie allein. Meine Enkel leben in hoch individualisierten Welten. Sie sind frei vom Bann der Gruppen, und sind einsamer, als wir es waren.

Wir lebten in einer Welt voller Formen, Aufführungen, Bräuche, Rituale, Lebensinszenierungen, die uns die Optionen unserer Welt deutlich und glaubhaft machten. Unsere Enkel leben in Welten mit einem schwachen Pathos. Sie sind frei von Konventionen, aber ihre Lebenswünsche haben wenig Figuren, in denen sie eingeübt und befestigt werden.

Die Institutionen meiner Kinderwelt – die Schulen, die Kirchen, das Elternhaus – waren überstark und überstreng. Geist wurde nicht selten mit Strenge verwechselt. Die Bildungswelten unserer Enkel sind meistens von schwacher Liberalität. Sie sind oft konsequenzenfrei, weil niemand genau weiß, wessen Geistes Kind sie sind und sein sollen.

In unserer alten Welt gab es eine Kargheitsautonomie, die die Menschen gezwungen hat, Autoren ihrer eigenen Welt zu sein: sie wussten, wie man mit den geringen Mitteln lebt und überlebt. Es gab keinen Überfluss. Die Welt meiner Enkel ist (noch) eine Welt des Überflusses. Die alte Arbeit an den Dingen wird abgelöst durch das Kaufen der Dinge. Die Welt wird handhabbarer und fremder.

Und ein letzter entscheidender Unterschied: Unsere Enkelkinder kennen Auschwitz, wir kannten es nicht.

Wir können uns die Welt, in der wir leben nicht aussuchen. Das Christentum ist nicht von der Welt, aber es lebt in der Welt. Säkularität ist die Signatur dieser Welt. Der kanadische Philosoph Charles Taylor hat drei Momente dieser Säkularität genannt: 1.:Die öffentlichen Bereiche, also Kultur, Politik, Wirtschaft sind „gottlos“ geworden. 2. Der religiöse Glaube und das Praktizieren der Religion verschwinden für die vielen Einzelnen. 3. Der Glaube ist eine von mehreren Optionen. Dies zusammengenommen heißt, dass Religion ihre naive Selbstverständlichkeit verloren hat. Der Glaube ist schwerer geworden, und er ist würdiger geworden. Wir sind bei unserem Glauben Subjekte, die sich entscheiden können. Er ist nicht nur ein kontextuelles Verhängnis, wie er in meiner Kindheit noch war. Dort war es schwer, nicht religiös zu sein. Heute ist es schwer zu glauben.

Die Signatur eines evangelischen Gymnasiums: Ich frage mich, was in diesem Zusammenhang eine Institution wie das Ratsgymnasium in Erfurt bedeutet. Ich glaube, dass es Stellen besonderer Erwartungen geben muss. Protestantismus neigt dazu, die Orte zu vergleichgültigen. Das Innere ist ihm wichtig, nicht die Äußerlichkeit eines speziellen Ortes. Ein guter protestantischer Geist kann sich überall zeigen, wo verantwortlich gelehrt wird. Dazu braucht es keine besondere evangelische Schule. Aber eine protestantische Schule spielt einfach eine andere Rolle als andere Schulen. Ich meine die Rolle zu nächst wörtlich. Man erwartet an dieser Schule die Freigeister, die die Toten und ihre Texte ehren. Man erwartet, dass aus dem Geist dieser Tradition wahrgenommen und gedacht wird. Es ist an einem solchen Ort **Sitte**, dass rassistische Auswüchse dort zuerst wahrgenommen werden. Die Höflichkeit der Lehrer und Lehrerinnen gegen die Kinder ist **Sitte**. Schön, einen Ort zu haben, wo etwas Sitte ist; wo Menschen also nicht nur auf die Kraft ihrer eigenen Herzen angewiesen sind. Es muss nicht nur gute Menschen geben, sondern auch gute Orte, die der Güte der Menschen auf die Sprünge helfen. Es ist Sitte, dass dort Andachten stattfinden, für gewöhnlich erwartet man sie. Schön, Stellen zu haben, an denen noch etwas erwartet wird. Mir kommt es nicht nur darauf an, dass alle oder die meisten Lehrerinnen oder Schüler die Andacht besuchen. Es kommt mir zunächst darauf an, dass sie stattfinden und dass der Ort seine Deutlichkeit behält. Man erwartet dort eine größere Strenge, dies nicht in einem autoritär-formalistischen Sinn, sondern die Strenge des Geistes, die zerstörerischer Beliebigkeit widersteht. Als ich an dieser Stelle meines Manuskripts war, habe ich einen jungen Freund, der auf einer katholischen Schule war gefragt, was eigentlich eine solche Konfessionsschule leisten sollte. Er hat widersprüchlich reagiert. Zuerst hat er gesagt, er frage sich, warum es sie überhaupt geben sollte. Dann aber sagte er, er habe dort eine Einübung in ein Leben erfahren, wie es in der Gesamtgesellschaft längst verloren sei. Die viele Musik nannte er als erstes, die dort gemacht würde; die Andachten, der Einfluss auf die Gestaltung des Unterrichts und der Lernstoffe. Wir haben uns frei gefühlt, sagte er. Wir waren in einem hohen Maße mit der Schule identifiziert. Welche positiven Aussagen sind dies, wenn man die Unkenntlichkeit und die Eintönigkeit unserer Schullandschaften bedenkt.

Einen vielleicht naiven Wunsch habe ich für die Schulgebäude unserer Kinder: sie sollen schön sein. Alte Schulgebäude hatten ein hohes Pathos, gelegentlich wirkten sie komisch in ihrer staubigen Gravität. Aber sie haben den Kindern etwas erzählt von der Würde des Lernens. Räume sprechen, Räume bilden Menschen, ihre Erwartungen und ihre Lebenssichten. Man könnte von den Schulgebäuden unserer Kinder erwarten dürfen, dass sie nicht weniger erzählen, nicht weniger Aussagekraft haben als die Banken und die

Bahnhöfe. Rein funktionalistische Gebäude und Einrichtungen lehren funktionieren, mehr nicht. Wie wertvoll Lernen ist und welchen Charme es bedeuten kann zu lernen, das sollten schon die Gebäude erzählen. Je mehr die Gebäude und Räume eloquent sind, um so weniger müssen wir es sein; um so weniger müssen die Lehrer und Lehrerinnen betonen, wie wichtig das Lernen ist. Die Schönheit unserer Schulen verlocken zum Leben in ihr und zu ihrem Geist. Und umgekehrt: in hässlichen Schulen lebt und lernt man widerwillig. Es geht nicht nur um die Schönheit der Gebäude. Die Freiheit des Geistes überlebt nur in einer Schulkultur, die ihm nicht widerspricht; in einer Kultur, in der das Gespräch wichtiger ist als das Diktat; in einer Kultur, in der die Höflichkeit nicht nur von unten nach oben verlangt wird; in einer Kultur, in der Weltwissen erworben wird und nicht nur Sachwissen.

Bildung als Selbstbestimmung. Der Nähkurs an einer Volkshochschule verfolgt bestimmte eindeutige Zwecke. Menschen sollen zum Nähen befähigt werden. Ist dieser Kurs eine Bildungseinrichtung? Ja, denn Menschen lernen, mit ihrer Welt umzugehen. Jedes Können macht heimischer in der Welt. Wir können die Welt bearbeiten, sie erhält durch unsere Arbeit unsere eigenen Züge, und so werden wir in ihr heimischer. Die Welt, an der wir gearbeitet haben, atmet unsere eigene Subjektivität. Je mehr wir an den Dingen arbeiten, sie also nicht nur kaufen, um so mehr werden sie uns vertraut, und zu den Dingen, an denen wir gearbeitet haben, gewinnen wir ein fast personales Verhältnis. Wenn aber alle Bildungseinrichtungen, die Schulen, die Akademien, die Universitäten nicht mehr lehrten als solche Techniken, dann geriete Bildung unter die vollkommene Herrschaft der Zwecke. Man würde Sachen lernen, aber nur in einem geringen Maß sich selber. Bildung ist die Ermöglichung des Menschen, sich selber zu bestimmen. Der Mensch ist ein sich selbst bestimmendes Wesen. Das ist eine der Essenzen, die wir mit der Reformation gelernt haben. Er wird nicht bestimmt durch die Summe seiner Traditionen, nicht durch Autoritäten wie Päpste oder Könige, nicht durch Einrichtungen wie die Schule und die Welt seiner Arbeit. Er bestimmt sich selber. Wir sind unvertretbar vor Gott. Niemand kann für uns sprechen, niemand kann uns ersetzen, niemand kann uns Stimme und Gewissen nehmen. Ich weiß, dies ist eher ein Glaubensannahme als eine empirische Aussage, wenn man bedenkt unter welchen Zwängen wir leben und von welchen Bestimmern wir besetzt sind. Aber ohne diese regulative Annahme würden wir uns selbst zu mechanischen Wesen verdammen. Bildung hat die Selbstbestimmung des Menschen zu einem ihrer vornehmen Ziele. Der Mensch soll befähigt werden zu seinem eigenen Glauben, zur Orientierung in dieser Welt und zum ethischen Handeln. Niemand soll der Meister seiner Weltauffassung, Entscheidungen und seines Gewissens sein. Bildungseinrichtungen helfen Menschen, Subjekte zu werden, sie richten ihn nicht zu und ab.

Ich beuge einem Missverständnis vor: Selbstbestimmung heißt nicht Selbstverwirklichung. Die narzisstischen Selbstverwirklichungsphänomene, die wir an vielen Stellen sehen, sind eigentlich eher Verarmungsphänomene. Wenn man die Welt verloren hat, wenn man mit den Traditionen das Bewusstsein seiner eigenen Herkunft verloren hat, wenn man alle Lebensziele verloren hat, dann kann man die Welt nur noch mit sich selber erfüllen. Man erschöpft sich in den Liebesaffären mit sich selber. Man gerät unter die Zwänge seiner selbst, und dies hat nichts mehr mit Selbstbestimmung und mit der Autonomie des Subjekts zu tun. Diese Selbstversessenheit verhindert die generativen Fähigkeiten dem Leben gegenüber. Sie verhindert die Väterlichkeit und Mütterlichkeit und zerstört die Solidarität. Ich sage dies nicht moralistisch, obwohl die Selbstversessenheit auch eine Zerstörung der

Moral bedeutet. Sie zuerst ist eine Quelle des Unglücks, wie es vielleicht in anderen Zeiten ein Unglück war, sich selber nicht lieben zu dürfen. Die Autonomie, die ich mit dem Begriff Selbstbestimmung meine, kommt nicht zustande, indem das Subjekt sich dauernd von sich selber ernährt, in sich selber ruht, sich selber zum Ziel hat, sondern indem es von sich selber weggeführt wird, welthaltig und weltverantwortlich wird. Zur gebildeten Selbstbestimmung gehört also Selbsttranszendenz. Ich finde mich, indem ich mich nicht suche. Ich finde mich, indem ich die eigene Herkunft wahrnehme. Ich finde mich, indem ich die Welt, ihr Glück, ihr Unglück und ihre Zerstörung wahrnehme. Das gebildete Subjekt ist also zugleich das ethische Subjekt.

Ich wünsche mir zunächst als Bildungslandschaft für unsere Kinder eine gerechte Gesellschaft. In der politischen Rhetorik und im öffentlichen Diskurs haben die Begriffe Werte, Menschenbilder, Sinn, Orientierung, Traditionen, Normen, Wertmaßstäbe und schließlich auch Bildung Hochkonjunktur. Oft gehen falsche Erwartungen an diese Begriffe von hoher Idealität. Man spricht von fehlender Innerlichkeit und Orientierungslosigkeit, wo man eigentlich über Arbeitslosigkeit und soziale Kälte reden sollte. Wo eine Gesellschaft kalt, ungerecht in ihrer sozialen Konstruktion und in ihren politischen Absichten ist, da wird man sie nicht heilen können mit importiertem Sinn. Der Sinn einer Gesellschaft liegt nicht hauptsächlich in den normativen Aussagen über sich selber; nicht in den Traditionen, in denen sich die Gesellschaft erklärt. Die Einsichtigkeit einer Gesellschaft besteht in erster Linie darin, dass sie gerecht ist. Das Unrecht stürzt sie in Orientierungslosigkeit und in das Gefühl zynischer Sinnlosigkeit. Unsere Kinder lernen Normen und Orientierungen nicht zuerst aus Texten und Überlieferungen. Dass sie in einem „bewohnbaren Land mit einer bewohnbaren Sprache“ (Böll) leben, sagt ihnen die Konstruktion der Gesellschaft. Jede Gesellschaft ist eine Bildungslandschaft. Sie bildet den Geist oder den Ungeist unserer Kinder.

Es ist aber nicht selbstverständlich, dass man Recht von Unrecht unterscheiden und dass man das Recht wünschen kann. Darum wünsche ich, dass unsere Kinder die Traditionen, die Erzählungen und die Lieder des Rechts kennen lernen. Sie bilden ihre Seele. Ich will es an einem Beispiel sagen. Auf meinem Schreibtisch steht seit langem ein kleines Photo von Hans Litten. Er war ein Anwalt, der arme Leute vor Gericht verteidigte. Einmal ist es ihm gelungen, Hitler gegen dessen Willen zu Aussagen zu zwingen. Litten kam 1933 in ein KZ. Ein Auge wurde ihm blind geschlagen, ein Bein hat man ihm zerschlagen. An einem Tag hatten die Gefangenen ein Fest auszurichten, zu dem auch er etwas beitragen musste. Er sagte als Gedicht das Lied der Jugendbewegung auf „Die Gedanken sind frei“ und darin die 3. Strophe:

Und sperrt man mich ein
in finsternen Kerker,
das alles sind rein
vergebliche Werke;
denn meine Gedanken
zerreißen die Schranken
und Mauern entzwei:
die Gedanken sind frei.

Dieses Bild eines Menschen, den ich nicht gekannt habe, dessen Geschichte ich aber kenne, bildet mein Gewissen und meine Wünsche. Wenn ich dieses Bild anschau bezeichne ich mich mit seiner Geschichte, wie Katholiken sich mit dem Kreuz bezeichnen. Das Gedächtnis seines Leidens erinnert mich daran, was Menschen nicht angetan werden soll. Das Gedächtnis seiner Würde, der am Ort der Finsternis das Lied der Freiheit sang, weckt meinen eigenen Durst nach Würde und nach Lebensschönheit. Eine Tradition haben, heißt, an die Stelle der Toten zu treten, einmal um ihre Lebensarbeit fortzusetzen, dann aber auch um an ihrem Mut und an ihren Lebensvisionen teilzuhaben. Wer eine Erinnerung hat, muss nicht für alles stehen. Die Geschichten der Toten bilden sein Gewissen und seine Visionen. Die Toten lassen uns nicht allein, wenn wir sie nicht aus unserem Gedächtnis verbannen. Ich wünsche meinen Enkeln eine Schule, die ein Haus ist voll von großen Freiheitserzählungen, voll von Geschichten der Würde der Menschen. Sie soll auch ein Haus sein, in dem an die Schuld des eigenen Volkes erinnert wird. Tradition – das ist die Erinnerung an das Leiden, die Erinnerung an die Würde und die Erinnerung an die Schuld. Die Geschichten der Toten ist die eigentliche Heimatkunde. Wir beklagen zu Recht die Zerstörung der äußeren Landschaften. Ebenso schlimm ist die Verödung der inneren Landschaft, wo die Erinnerung an die Toten vergessen oder verschwiegen wird.

Es gibt keine Bildung ohne das Gespräch mit den Toten. Unsere christliche Tradition ist nicht nur eine Menge überlieferter Sachverhalte. Es ist das Gottesgespräch unserer Toten und darin eingewickelt die nicht leicht zu entziffernden Antworten Gottes. Was heißt für den Glauben, in einer Tradition zu stehen? Ich beginne mit einem Bild. Unsere Enkelkinder, also sie noch klein waren, schlappten gerne in unseren Schuhen und Pantoffeln durch die Wohnung. Sie spielten, sie wären wir. Was tun wir, wenn wir, wenn wir die Geschichten der Freiheit hören; wenn wir einen Psalm oder ein Gedicht sprechen? Was tun wir, wenn wir die anderen grossen Sätze dieses Bekenntnisses oder unserer Tradition sprechen? Wir schlappen in der Sprache und in den Bildern unserer Toten durch das Leben. Diese Sprache passt uns nicht ganz; wir haben sie uns nicht ausgedacht. Es sind oft zu große Worte für unseren kleinen Glauben, für unsere karge Hoffnung und für unser beschränktes Verstehen. Sie ist uns so fremd, wie unsere Schuhe den Enkeln fremd sind. Sie ist uns so nah, wie unsere Schuhe den Enkeln nah sind. Ein Glück, dass man eine Fremdsprache hat, in die man seine eigene kleine Hoffnung bergen kann. Wenn ich einen Psalm bete, wenn ich die Texte höre, die von der Rettung des Lebens sprechen, dann berge ich mich in eine Sprache, die mir die Toten vorgewärmt haben. Ich lese in meiner Bibel: „Die Erde ist voll von deiner Güte.“ Wenn ich sehe, was in der Welt geschieht, habe ich meine Zweifel an diesem Satz. Aber so hat Bonhoeffer im Gefängnis gesprochen, und so spreche ich diesen Satz nach. Ich sage aufgefahren in den Himmel, er wird wiederkommen zu richten die Lebenden und die Toten, und weiß, so hat Martin Luther King gesprochen, Paul Gerhard hat so gehofft, Elisabeth von Thüringen und die Polin, bevor sie im Lager Neuengamme hingerichtet wurde. Man zitiert, wenn man glaubt. Man zitiert, wenn ich auf das Land hoffe, aus dem die Seufzer geflossen sind. Ich zitiere die Apokalypse, wenn ich behaupte, dass es einen neuen Himmel und eine

neue Erde geben wird, und dass der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz. Welche in Glück, dass man eine Fremdsprache für den Glauben hat. In der fremden Sprache, in den Geschichten und den Bildern von gestern berge ich meinen Glauben unter der Maske der Toten. Ich stehe nicht allein. Nicht einmal für meinen Glauben. Ich benutze die Sprache meiner lebenden und toten Geschwister, und ich benutze damit ihren Glauben. Ich glaube den Toten ihren Glauben. Mich langweilt ein überbordender Authentizitätswunsch, der sich ausdrückt in der Ablehnung der fremden Bilder, der alten Sprache und der alten Formeln. Die Beschränkung auf das Zeitgemäße, auf das Sagbare, auf das Verständliche ist eine Selbstverdammung zur Glaubensdürftigkeit. In den Formeln, in den fremden Sprachen der Väter und Mütter springe ich weit über mein Sprachvermögen hinaus. Ich spiele den Clown, in der Sprache der andern, und lese ihnen die Hoffnung von den Lippen. Ich lese ihren Glauben, ich lerne ihren Glauben. Es ist mir zu buchhalterisch, darauf zu bestehen, alles allein vor dem eigenen Verstand und Gewissen verantworten zu wollen. Mein Herz verantwortet nicht die große Sprache, die die Auferstehung der Toten und der Sturz der Tyrannen nennt. Oft spricht man sie wie fremde Sätze gegen das eigene Herz. Es gibt Menschen, die es nicht ertragen, Söhne oder Töchter zu sein, eine Herkunft und eine Tradition zu haben. Sie ertragen es nicht, Tote zu haben, die vor ihnen gelacht, geweint, geliebt und geträumt und ihren Glauben gestammelt haben. Sie sind gezwungen Originale zu sein und alles im eigenen Namen zu tun, in der eigenen Sprache zu sprechen und vor dem eigenen Verstand zu verantworten.

Im 2. Buch der Könige wird uns folgende Geschichte erzählt. Das Leben des Propheten Elia geht zu Ende. Er ist unterwegs mit seinem Lieblingsjünger Elisa. Si kommen an den Jordan, der angeschwollen ist. Elia schlägt mit seinem Mantel auf das Wasser, und sie passieren den Fluss trocknen Fußes. Dann kommt der Todeswagen, der Elia entführt. Seinem Jünger Elisa hat er seinen Mantel zurückgelassen. Dieser geht zurück, er kommt wieder an den Jordan, und er schlägt mit dem Mantel des Propheten auf das Wasser. Das Wasser teilt sich wie bei Elia, und der Jünger geht wie mit Elia ungefährdet durch den Fluss. Elisa hat ein Vermächtnis, er hat die Kraft und den Mantel des großen Meisters. Bei seiner künftigen Lebensarbeit ist er nicht mehr nur auf die eigene Kraft, auf den eigenen Mut angewiesen. Er hat den Geist des Propheten geerbt. Er braucht sich nicht mehr nur an sich selber zu wärmen. Er hat den Mantel des Toten. Die Tradition – das sind die Lebensmäntel, die uns die Toten hinterlassen haben. Man muss sich nicht nur an der eigenen Wärme wärmen. Man kann sich in sie hüllen, wenn das eigene Glaubenshemdchen gar zu kurz oder zerschlissen ist. Die Tradition ist eine Art Kostümverleihanstalt mit ihren Schätzen ihrer Bilder und Texte. Wir lesen aus diesen Texten etwas heraus, indem wir etwas von uns selber hineinlesen; von unseren Hoffnungen und Lebensängsten.

Lassen Sie mich diesen Teil zusammenfassen: Die fremden Texte mit ihren fremden Horizonten und Bildern, die nicht die meinen sind, die Psalmen, die Propheten, die Schöpfungsgeschichte, die Rede vom Himmel, vom Himmelreich, vom Reich Gottes: Ich bin

Gast von Bildern. Ich muss ihre weltanschaulichen Horizonte nicht zu meinen machen. Ich bin ihr leicht ironischer oder auch humorvoller Gast. Humorvoll: Ich glaube nicht alles, was sie sagen. Ich teile nicht ihre naturwissenschaftlichen und historischen Voraussetzungen, ich glaube nicht, dass die Welt in sechs Tagen geschaffen ist und vor 6000 Jahren. Humorvoll bin ich auch mir selbst gegenüber. Ich, der Mensch des 21. Jahrhunderts, erlaube mir eine Sprache zu sprechen, erlaube mir Bilder zu gebrauchen, die nicht meine sind. Die Psalmen, die anderen Teile der Bibel, sie sind das Gottesgespräch meiner Toten. Dieses höre ich, in dieses trete ich ein, in dieses schreibe ich ein meine eigenen Wünsche und Hoffnungen. Es sind die grossen Gedichte von anderen Generationen, die ich lese. Ich frage nicht, ob sie in allem richtig sind. Und doch trinke ich von einer alten Wahrheit. Ich lasse ihnen ihre Fremdheit und nehme teil an ihrer Wahrheit. An der Wahrheit ihres Hungers nach Gott, nach Hoffnung, nach Gerechtigkeit, nach Schönheit. Mein Gaststatus macht es mir möglich, in den alten Zelten der Hoffnung zu wohnen. Ich gebe also meine eigenen Horizonte nicht auf, und ich beharre nicht auf ihnen, weil auch die mir zu kläglich sind. Ich bin ein Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort. Ich lasse mich von ihnen in ihren Glauben ziehen. Ich mache erst gar nicht den Versuch, sie völlig mit mir auszufüllen, mit meinem eigenen kärglichen Geist und Glauben. Sie ziehen mich, den Fremden, in den großen Strom des Glaubens meiner Toten, ich glaube meinen Toten ihren Glauben. Ich wehre mich nicht gegen sie. Ich bin Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort.

Brauchen Kinder Religion? In Erich Kästners Roman „Das Doppelte Lottchen“ gibt es gegen Ende des Buches folgende Szene: Die Eltern der Zwillingen lebten getrennten. Der raffinierte Plan der beiden Mädchen hat sie wieder zusammengebracht. In einem Gespräch wollen die Eltern überlegen, ob sie dem Wunsch der Kinder folgen und zusammenbleiben können. Diese warten während des Gesprächs voller Angst und Hoffnung vor dem Zimmer, und eines sagt zum anderen: „Wenn wir jetzt doch beten könnten!“ Aber es fällt ihnen kein Gebet mehr ein außer dem einen: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“ Damit hatten sie noch eine letzte Erinnerung an das Gebet, an die große Sprache der Wünsche, die ausgreift bis ins Land des Gelingens und die in störrischem Trotz mehr verlangt, als die Gegenwart bietet.

Brauchen Kinder Religion? Zunächst wehre ich mich gegen diese Frage. Es gibt Dinge, die sich nicht durch ihre Zwecke rechtfertigen: die Lieder, die Gedichte, die Küsse, die Muße, das Gebet. Wer diese Dinge von ihren Zwecken her beschreibt, verdirbt sie. Ich kann niemanden mit Zweckabsichten küssen; ich kann nicht Gedichte lesen und Lieder singen mit anderen Absichten, als sie zu lesen und zu singen. Die köstlichsten Dinge sind nicht von ihren Zwecken her zu beschreiben. Ich ärgere mich, wenn ich sehe wie Christen ihre Religion von Zwecken her beschreiben; wenn sie sagen, wer glaubt, schläft besser; wer betet, hat besseren Stuhlgang oder weniger Depressionen; wer glaubt, kommt besser durchs Leben, und seine Geschäfte gelingen. Jesus jedenfalls ist mit seinem Glauben nicht besser durchs Leben gekommen und andere große religiöse Figuren ebenso wenig. Es kann schon sein,

dass der Glaube und die Religion Folgen haben, aber ich kann sie nicht von diesen Folgen her beschreiben und wollen. So will ich also nicht zuerst Fragen, **wozu** Kinder Religion brauchen. Ich benutze zunächst eine ästhetische Kategorie: Es ist schön, dass die Zwillinge im „Doppelten Lottchen“ und dass meine Enkelkinder eine große poetische Sprache für ihre Wünsche und Befürchtungen haben. Ihre Gebete sind kein Mittel, etwas zu erreichen. Man weiß, und wir alle haben es schon schmerzhaft erfahren: dafür sind Gebete ziemlich ungeeignet. Aber es ist schön, dass unsere Kinder ihr Leben bergen können in die großen Bilder des Glaubens, dass sie es bergen können in die Hände und den Schoß Gottes. Es ist schön, dass sie das Essen nicht anfangen, als sei das Brot eine pure Selbstverständlichkeit, sondern vorher ein Wort des Dankens sprechen. Auch nicht-religiöse Menschen spüren dies, und so ist vor dem Essen wenigstens noch geblieben das „Piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb!“ Aber - ehrlich gesagt – der Psalmvers vor dem Essen „Alle Augen warten auf dich, Herr, du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit“ ist mir doch noch etwas lieber und würdiger als piep-piep-piep.

Ganz werde ich der Frage, wozu die Religion unseren Kindern verhilft, nicht entkommen. Religion soll kein Erziehungsmittel sein. Dafür ist mir Religion und dazu sind mir die Kinder zu schade. Ich frage, wie der Glaube den Kindern leben hilft. Es ist eigentlich nicht anders als bei uns Erwachsenen. Kinder sind Menschen mit Ängsten und Wünschen. Angstlosigkeit und Lebensvertrauen müssen sie lernen, wie man alles erst lernen muss. Wir können nicht sagen: warten wir mit der religiösen Erziehung, bis die Kinder 16 Jahre alt sind und sich selber entscheiden können! Kinder haben **jetzt** ihre Ängste, nicht erst wenn sie 16 sind. Warum sollten wir ihnen jetzt die Sprache vorenthalten, die sie tröstet und die ihre Ängste bannen kann? Kinder erleben **jetzt** wie ihre Eltern sich trennen; sie sehen **jetzt** die Bilder des Krieges, die sie erschrecken. Sie erleben **jetzt**, wie Menschen um sie herum sterben. Warum sollten sie erst viele Jahre später von den Broten essen, die uns Erwachsene am Leben halten? Natürlich kann man verstehen, wenn Eltern den Glauben ablehnen und entschieden sagen: Ich werde mein Kind nicht religiös erziehen, weder wenn es klein ist noch wenn es älter ist. Dann aber soll man diese Frage nicht mit der vorgeschobenen Freiheit der Kinder verstellen. Könnte es sein, dass wir unseren Kindern gerade dann die Freiheit des Glaubens und des Unglaubens verstellen, wenn wir sie vor der Einführung in die Schätze der Religion bewahren? Wie kann der ein Verhältnis zur Musik bekommen, von dem man sagt, er solle sie erst im späteren Alter kennen lernen, damit er sich frei entscheiden könne, ob er Musik will und ob lieber Mozart oder lieber John Cage will? Diese Vorstellung geht davon aus, dass Erziehen heißt, Gewalt gewinnen und ausüben über die Herzen und Seelen von Geschöpfen, die sich nicht dagegen wehren können. Wenn wir die religiösen Erziehungstraditionen betrachten, ist dies ja nicht selten geschehen. Über diesen Missbrauch könnte man sich schnell verständigen. Aber er ist hier nicht Thema. Als Erwachsene werden wir unseren Kindern immer Lebensvorlagen anbieten, über die sie selber erst viel später entscheiden können. Auch nicht-religiöse Menschen bieten solche Vorlagen an. Wir entkommen dem nicht, und unsere Kinder brauchen sie. Kinder brauchen Menschen mit deutlichen

Gesichtszügen und klaren Optionen. Sie brauchen Menschen, die sie mit hineinnehmen in ihren eigenen Lebensglauben, sei er religiös oder nicht. An den Gesichtszügen der Erwachsenen lernen sie ihr eigenes Gesicht. Erwachsene sind in doppelter Weise Stellvertreter ihren Kindern gegenüber. Sie vertreten eine Lebenskonzeption vor ihren Kindern, obwohl diese den Kindern noch fremd ist und sie noch nicht zu ihrer eigenen geworden ist. Sie vertreten mit ihrem eigenen reiferen und erwachseneren Glauben ihre Kinder, die mit dem Glauben wie mit allem im Leben erst anfangen. Erwachsene sind die Vor-beter und Vor-sprecher ihrer Kinder, wo diese noch unmündig sind; wo sie noch nicht selber Mund und Stimme haben. Auch wer nicht religiös ist und die Kinder nicht religiös erzieht, ist Vor-beter seiner Kinder. Er betet und spricht ihnen vor, dass Religion falsch oder überflüssig ist. Ob diese es wirklich ist, werden die Kinder selber entscheiden, wenn wir sie haben entscheidungsfähig werden lassen und wenn unsere Vorsprache nicht zum Diktat der Kinder geworden ist.

Die Frage ist nicht, ob wir unseren Kindern gegenüber deutlich sein sollen oder nicht; ob wir sie in unsere eigenes Lebenskonzept einführen sollen oder nicht. Wir sollen es, wenn wir unsere Kinder nicht allein lassen wollen. Die Frage ist, ob wir dies gewaltfrei tun. Es geht nicht nur um äußere Gewalt. Man kann innere Gewalt ausüben ohne äußere Gewalt, und manchmal ist die innere Gewalt so schlimm wie die äußere. Was heißt gewaltfreie Deutlichkeit? Es heißt, den Kindern ohne Gewalt widerstehen mit dem eigenen Gesicht. Ihnen widerstehen: wir sind anders als unsere Kinder, wenn wir denn selbst erwachsen geworden und nicht infantil geblieben sind; wenn wir gelernt haben, wer wir sind; was wir lieben und was zu uns gehört. Jede Erziehung ist liebevoller Widerstand; es ist die Zumutung unserer Andersheit den Kindern gegenüber. Die alten Erziehungsvorstellungen waren voller gärtnerischer Bilder. Der Erzieher, ob Vater oder Lehrerin oder Pfarrer, ist der Gärtner, das Kind ist die Pflanze. Der Gärtner weiß, was die Pflanze braucht. Er sät, er jätet das Unkraut, er beschneidet, er hegt, er düngt, er sorgt dafür, dass die Pflanze gerade wächst. Er hat das Bild der Pflanze, und er weiß, wie sie werden soll. Die Eltern, die Lehrerinnen und die Pfarrer wussten, was Erziehung ist und wozu zu erziehen ist. Das Kind war die Pflanze, die sich selbst gegenüber blind war. Hören, Gehorchen waren die Aufgabe des Kindes. Seine Freiheit konnte noch kaum gedacht werden. Freiheit und die eigene Entscheidung war eher Abfall und Abirrung vom einzig richtigen Weg. Ohne jene alten Zeiten zu verurteilen, muss man doch sehen, welche Gewaltmomente in jener Konzeption lag.

Es entstanden mit dem „Jahrhundert des Kindes“, das die schwedische Sozialreformerin Ellen Key 1900 propagierte, bis zur antiautoritären Erziehung andere, optimistischere Vorstellungen vom Kind und seiner Entwicklung. Wenn man schon in gärtnerischen Vorstellungen bleibt, könnte man sagen: es entstand die Idee von der selbstwachsenden Saat. Wenn man die Anlagen des Kindes, die naturhaft gut sind, nicht stört, wird es zu sich selber wachsen. Das Kind und der junge Mensch wurden sich selber Ziel. Sie brauchten keinen Vormund, sie lernten die eigene Stimme, indem sie sprachen. Erziehungsziele, die

von außen auferlegt waren, konnten die Kinder nur von sich selber entfremden. Gewaltlosigkeit und Zurücknahme ihrer selbst war die hohe Verpflichtung der Erwachsenen. Die Wahrheit dieser Konzeption: Das Kind wurde vom Objekt der Erziehung zum Subjekt und zum Organisator seiner selbst. Wir können hinter dieses Ideal der Gewaltlosigkeit nicht mehr zurück. Die Frage ist, ob wir, wenn wir die Kinder so sich selbst überlassen, sie nicht dem Schrecken ihrer eigenen Einsamkeit ausliefern. Man kann sich die Frage, wer man ist; woran man glauben und worauf man setzen soll, nicht selbst beantworten. „Allein bist du klein“ ist nicht nur ein politischer Slogan, es ist in hohem Maß eine anthropologische Grundwahrheit. Man kann sich nicht selbst aus den eigenen Rippen schneiden. Man erfährt sich in Zusammenhängen, oder man erfährt sich zusammenhanglos. Ich erzähle eine Anekdote aus einem Seminar an der Hamburger Universität. Studierende berichteten von ihrer eigenen religiösen Erziehung. Die meisten empfanden sie gelungen, warm und menschenwürdig. Einige aber erzählten von der Enge Ihrer Erziehung, von der Sexualfeindlichkeit, von den Gehorsamsdiktaten, denen sie ausgeliefert waren. Sie erzählten von religiösen Herkunft, denen sie nur kündigen konnten. Es waren Studierende dabei, die überhaupt keine religiöse Erziehung erlebt hatten, und eine Studentin sagte zu den Klagenden: „Ihr habt es gut! Ihr könnt wenigstens noch irgendwo weggehen.“ Was, wenn unsere Kinder so wenig die Gesichter und die Deutlichkeit der Erwachsenen erfahren, dass sie nicht einmal im Stande sind, deren Wege und deren Vorschläge auszuschlagen? Die Kinder brauchen Gewaltlosigkeit und Deutlichkeit. Sie finden ihre Wege, wenn sie sie mit den Wegen anderer vergleichen können. Sie finden ihr Gesicht, wenn sie die Gesichter von anderen wahrnehmen können. „Der Mensch entdeckt sich, wenn er sich an Widerständen misst!“, schreibt Exupery. Er entdeckt sich nicht, wenn er nur sich selber beschaut.

Ich erinnere mich an ein Erlebnis mit einem unserer Enkelkinder. Ich hatte vor einiger Zeit eine Freundin unserer Familie zu trauen, wozu auch die Enkel eingeladen waren. Während des Gottesdienstes sah ich, dass unser damals 15-jähriger Enkel in einem Buch las. Ich fragte ihn später, was er da gelesen habe. „Einen Krimi!“, sagte er unbekümmert. Ich lächelte gequält, liberal und ergeben, und ich schwieg. Später fragte ich mich: Was tue ich eigentlich dem jungen Mann an, wenn ich ihm meine Meinung vorenthalte. Ich sprach mit ihm und sagte: „Miguel, ich finde es feige und respektlos, wenn du während des Gottesdienstes einen Krimi liest. Respektlos: Du respektierst nicht, was anderen wichtig ist. Feige: du wagst es nicht wegzubleiben, wenn dir dieser Gottesdienst nichts bedeutet.“ Er sagte begütigend, er habe ja nicht während meiner Predigt gelesen. Das fand ich einen geringen Trost. An einem Abend kam er und sagte: „Opa, ich muss mit dir reden. Du hast mich feige und respektlos genannt. Es hat mich sehr getroffen, und du hast recht.“ Dieses Gespräch hat uns einander sehr nahe gebracht. Was hätte ich ihm vorenthalten, wenn ich geschwiegen hätte! Wir sind unsern Kindern unser Gesicht schuldig. Es genügt nicht, dass wir in schwächlichem Harmoniebedürfnis jeden Konflikt ersticken. Vielleicht steckt ein Stück Todesangst darin, dass wir immer und unter allen Umständen von den Kindern geliebt werden wollen.

Unsere Frage ist: Darf man Kinder religiös erziehen? Religiöse Menschen geraten, wenn diese Frage an sie gestellt wird, immer in Verteidigungszwänge. Ich möchte die Frage auch andersherum stellen: Darf man Kindern Religion vorenthalten? Denn auch die müssen wissen, was sie tun, und auch die stehen unter Begründungszwang, die ihre Kinder in einem religiösen Vakuum aufwachsen lassen. Auch für nicht-religiöse Menschen ist es nicht selbstverständlich, dass sie ihren Kindern Religion verschweigen oder dass sie diese für einen Irrtum erklären. Die 1991 verstorbene italienische Sozialistin Natalia Ginzburg, die in keiner Weise religionsverdächtig ist, fragte sich, ob einer, der nicht an Gott glaubt, zu seinem Kind sagen kann: Gott gibt es nicht! Sie bezweifelt, dass der Atheist seine persönliche Überzeugung als universelle Gewissheit darstellen darf. Andere Überzeugungen, die weniger fundamental sind, könne der Atheist als zweifelsfrei darstellen, aber diese nicht. Und sie fährt fort:

Erstens sind die Worte „Gott gibt es nicht“ für ein Kind äußerst beklemmende Worte. Zweitens können sie falsch sein. Auch andere persönliche Überzeugungen, die einer seinem Kind als universelle Gewissheit vorsetzt, können falsch sein, aber in anderen Fällen mag es nicht so wichtig sein, sich zu irren und das Falsche zu behaupten. Dagegen sind die Worte „Gott gibt es nicht“ unerbittlich; und wenn sie falsch sind, hat man etwas Unerbittliches und Falsches gesagt. Wie einer, der nicht glaubt, seinem Kind antworten kann, das ihn nach Gott fragt, weiß ich nicht. Das einzige, was mit sicher erscheint, ist, dass man die Worte „Gott gibt es nicht“ nicht sagen darf. Einer, der nicht glaubt, soll lieber antworten: Ich glaube, dass es Gott nicht gibt. Aber ich weiß es nicht. Andere denken, es gibt ihn. Die Wahrheit weiß keiner.“ (Natalia Ginzburg: Das imaginäre Leben, Wagenbach Berlin o.J., S. 17f)

Es mag für viele die religiöse Erziehung ihrer Kinder nicht mehr selbstverständlich sein. Aber ebenso wenig selbstverständlich ist die religiöse Ignoranz und Verwilderung, denen wir sie aussetzen.

Wie aber lehren wir die Sprache der großen Wünsche, der Träume und des Rechts, wenn der Glaube von uns Älteren und Alten selber seine Risse bekommen hat. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der alten Sicherheiten und des unbezweifelten Wissens. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen allen selbstverständlich war, was zu wissen und was zu überliefern ist. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen es einen selbstverständlichen und allen geläufigen Kanon gab. Das aber gibt uns kein Recht zu schweigen. Vielleicht ermutigt uns folgende Anekdote: Ich habe vor einiger Zeit eine ehemalige Theologiestudentin getroffen, die kurz vor ihrem Examen ihr Studium abgebrochen hat und aus der Kirche ausgetreten ist. Provokativ hat sie vor dem Seminar ihre theologischen Bücher verkauft mit der höhnischen Bemerkung, sie würde sicher keinen Blick mehr hineinwerfen. Nun traf ich sie, sie erzählte dies und das, und fast beschämt sagte sie, sie würde mit ihren Kindern beten und ihnen biblische Geschichten erzählen. „Meine Kinder brauchen mehr als Kleidung und Nahrung.“,

sagte sie. „Ich weiß nicht, ob ich selber glaube, aber ich lehre sie beten.“ Ich bewundere die Demut dieser Frau, die ihre eigene Glaubenskargheit nicht zum Maßstab für das machte, was sie ihren Kindern erzählt. Der Hunger der Kinder öffnet ihr den Mund für das, was sie selber kaum sagen kann. Der Hunger der Kinder baut an ihrer Sprachfähigkeit. Sie lernt den Glauben, indem sie vom Glauben erzählt. Was soll daran falsch sein? Sie lässt ihre Kinder nicht an dem mageren Arm ihrer eigenen Redlichkeit verhungern. So wünsche ich mir Eltern, Pfarrerinnen und Lehrer: sie sollen weiter springen, als sie können. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man es kann und liebt. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man etwas vermisst und daran leidet, dass man es vermisst. Erst wer nichts mehr vermisst, kann nichts mehr lehren. Den großen Bruch mit den Traditionen haben wir alten vollzogen und erlitten. Aber wir leben noch von den Bildern, der Lebensauffassung und der Moral jener Überlieferungen. Unsere Kinder werden sie nicht mehr kennen, wenn wir stumm bleiben und uns bescheiden in der eigenen Sprachlosigkeit. Unsere Kinder brauchen Lehrer und Lehrerinnen, an unwissenden Meistern können sie sich nicht bilden.

Die andere Frage ist, ob unsere Kinder den religiösen Überlieferungen trauen können, wenn die Welten unreligiös geworden sind. Die Menschen waren in traditionellen Zeiten wohl nicht religiöser, als sie es heute sind. Aber die Welten waren religiös. Menschen waren von Religion umgeben, ob sie es wollten oder nicht. Die Zeiten waren religiös pointiert. Es gab die für alle verbindliche Adventszeit, in der man nicht tanzen ging und in der man nicht heiraten sollte. Es gab die Fastenzeit, die sich mit ihrer größeren Kargheit von anderen Zeiten unterschied. Die Häuser hatten oft religiöse Signaturen. Man hat das Datum der Erbauung eingemeißelt und den Psalmspruch: „Wenn der Herr das Haus nicht erbaut, bauen die Bauleute vergebens.“ Auf dem Feuerwehrhaus stand geschrieben: „Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr!“ Es gab das Angelusläuten und den Brauch, zu jenem Läuten zu beten. Es gab Personen, deren religiöse Zugehörigkeit von weitem sichtbar war – den Pfarrer mit seinem Kolar und die Religionslehrerin am Dutt, dem Gebetsknopf, wie wir diese Frisur nannten. Religion war nicht nur im Herzen verankert, sie lag auch draußen – in den heiligen Zeiten, Personen, Orten und Bräuchen. Diese christlichen Formenwelten verblassen, übrigens weniger die nicht-christlichen religiösen Welten. Diese christlichen Welten sind nicht mehr Mode. Das ist für unsere Kinder und Jugendlichen Erschwerung und Befreiung zugleich. Befreiung: die Tradition liegt nicht mehr über ihnen wie ein Bann, dem man sich beugen muss. Erschwerung: sie lernen Religion nicht mehr als eine selbstverständliche Form des Lebens. Normalerweise hört man die fatalistische These: Wo Traditionen verloren sind, sind sie nicht mehr herstellbar. Traditionsbruch ist Abbruch! Ich möchte eine Gegenthese wagen: Traditionsbruch macht neugierig auf Traditionen. Der Bruch ist ja nicht nur Abbruch heiler religiöser Welten, es ist auch der Abbruch von allerlei religiöser Fragwürdigkeit. Wir sehen plötzlich, wie junge Menschen sich Traditionen zuwenden, die nie in ihrem Horizont lagen. Man könnte beinahe sagen: je fremder sie sind, um so mehr Interesse wecken sie. So singen junge Menschen Taizé-Lieder, und Paul Gerhard verschweigen sie. Protestanten reden viel von der Beichte, die meisten Katholiken schütteln sich immer noch davor. Bei

Projekttagen in den Schulen sind Hamburger Jugendliche leicht in katholische Klöster zu kriegen, die doch Weißgott nicht in ihrer Tradition lagen. Ich erinnere mich an einen Besuch in einer Hamburger Schule, wo ich die Bemerkung eines Schülers hörte: „Jetzt ist mal Schluss mit dem Sexualitätsgezeugs im Religionsunterricht, wir wollen was von der Bibel hören.“ Natürlich kann man sagen: so reagieren nicht alle! Aber haben denn früher alle Kinder und Jugendliche positiv auf jene Tradition reagiert? Ich erinnere mich daran, wie langweilig wir in jener alten religiösen Welt den Religionsunterricht und die Schulandachten gefunden haben. Vielleicht ist der Glaube wirklich noch zu schwer für Jugendliche. Vielleicht braucht man dazu doch mehr Lebensniederlagen und Lebensglück. Könnte es sein, dass die These, Religion sei nicht gefragt nach den Zeiten der großen Brüche, eine Schutzbehauptung von uns Erwachsenen ist, die uns erlaubt, in der eigenen bequemen Undeutlichkeit zu verharren?

Es könnte sein, dass unsere Jugendlichen lange Umwege über die Esoterik, über Buddhismus oder über den indianischen Guru machen. Lasst sie gehen! Sie müssen nicht an unserem Wesen genesen, und das Recht auf Umwege können wir ihnen nicht nehmen, nicht einmal das Recht auf Irrwege. Je deutlicher wir als Eltern, Lehrerinnen und Pfarrer sind, um so mehr Urteil gewinnen sie und um so ungefährlicher werden ihre anderen Wege. Sie wachsen an dem Widerstand, den wir ihnen bieten. Sie erkennen sich an unserer eigenen Andersheit.

„Wenn dein Kind dich morgen fragt...“ war die Losung eines Kirchentags. Sie ist der großen Mose-Rede aus dem Deuteronomium entnommen. „Wenn dich dein Kind morgen fragen wird: Was sind das für Ermahnungen, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott geboten hat?“ Und woran sollen die Gefragten ihre Kinder erinnern? Zunächst nicht an Aufgaben und Moralen, sondern an eine große Freiheitsgeschichte: „So sollst du deinem Kind sagen: „Wir waren Knechte des Pharaos in Ägypten, und der Herr führte uns aus Ägypten mit starker Hand.“ Wir sind unseren Kindern die Geschichten der Freiheit und der Rettung des Lebens schuldig. Die Moral folgt dann von selbst.